

Die Pfalz Wimpfen – Anmerkungen zum Forschungsstand

Die grundlegende Monographie über die Pfalz Wimpfen, die Fritz Viktor Arens 1967 vorlegte¹ – und deren Datierungsvorschläge lang anhaltende Kontroversen auslösten –, ist bald ein halbes Jahrhundert alt. Nach ihrem Erscheinen ist das Nachdenken über die Pfalz zwar nie zum Erliegen gekommen, aber es äußerte sich auf weniger monolithische Weise, nämlich in Form vieler Aufsätze verschiedener Forscher; knappe Erwähnungen in größeren Zusammenhängen enthielten dagegen nur selten wirklich Weiterführendes². Versucht man diese neueren Äußerungen zu überblicken – die bisher letzten finden sich auf den vorangehenden Seiten dieses Bandes –, so trifft man in manchen Punkten auf einen immer deutlicher hervortretenden Konsens, in anderen Fällen aber weiterhin auf kontroverse Ansichten. Als sich beides auch in den Beiträgen und Diskussionen auf der Tagung der „Wartburg-Gesellschaft...“ in Wimpfen 2011 zeigte, entwickelte der Vorstand des Vereins begrifflicher Weise den Wunsch nach einer knappen Darstellung, die zumindest einige besonders wichtige und kontroverse Punkte nochmals zusammenfasst und den Stand der Dinge transparenter zu machen versucht. Der Verfasser, der zusammen mit Günter Haberhauer vom Verein „Alt-Wimpfen“ die wissenschaftliche Organisation der Tagung besorgt und kurz zuvor den Erkenntnisstand zur Pfalz in einem populären Führer zusammengefasst hatte³, wurde um einen solchen Text für den vorliegenden Band gebeten und unterzog sich dieser Aufgabe gern, auch weil sich damit die Gelegenheit bot, manche Punkte näher zu begründen, die im besagten Führer nur kurz angesprochen werden konnten.

Ich möchte, in Erfüllung dieses Auftrages, folgende Punkte nochmals ansprechen:

1. Was wissen wir über die Nutzung des Pfalzgeländes in vorstaufiger Zeit?
2. Wann begann der Bau der staufigen Pfalz ?
3. Welche Funktion hatte der nördliche Anbau am Westteil des „Palas“?
4. Wie war die ursprüngliche Raumaufteilung im Obergeschoss des „Steinhauses“?
5. Was bedeutet der Wechsel Sandstein/Tuff am „Roten Turm“ ?

6. Welche Bauabschnitte bzw. -phasen sind an den Pfalzbauten nachweisbar?

7. Wann und warum wurde die Pfalz aufgegeben?

Das Pfalzgelände vor den Staufern

Bis vor wenigen Jahren war zu dieser Frage praktisch nichts bekannt. Frühe Funde römischer Spolien auf dem Gelände von Burg und Stadt hatten nicht weitergeführt, da die Fundumstände nicht näher dokumentiert waren und es sich grundsätzlich immer um verschleppte Stücke aus der römischen Stadt im nahen Wimpfen im Tal handeln konnte. Der erste Beweis, dass es auch auf der Höhe von Wimpfen am Berg vorstaufige Besiedlung gegeben hat, war daher die Feststellung eines Vorgängerbaues der Stadtpfarrkirche in den 1980er Jahren, den man historisch mit dem benachbarten „Wormser Hof“ in Beziehung setzen kann; auch dies betraf aber noch nicht das Gelände der Pfalz selbst.

Dass man auch dort mit einer weit zurückreichenden Besiedlung rechnen muss, wurde erst durch die kleine Grabung des Vereins „Alt-Wimpfen“ im Haus Burggasse 19 im Jahre 2007/08 fassbar (vgl. den Beitrag Hartmann im vorliegenden Band). Bei dieser Untersuchung wurde allerdings keine ungestörte Stratigraphie erfasst, sondern lediglich umgelagertes Material; dass dieses von anderer Stelle des Pfalzgeländes stammt – und nicht aus größerer Entfernung – kann lediglich deswegen als recht sicher gelten, weil man solches Auffüllmaterial aus verständlichen Gründen nur über möglichst kurze Strecken zu transportieren pflegt. Man darf annehmen, dass es an die Fundstelle nahe dem Steilhang zum Neckar gelangte, als man, in staufiger Zeit oder erst im Spätmittelalter, die Oberfläche des Bergsporns einebnete, indem man den leichten Felsgrat, auf dem etwa die beiden erhaltenen Türme der Pfalz errichtet wurden, einige Meter abtrug⁴ und das Material hinter der etwas tiefer gegründeten neckarseitigen Ringmauer aufschüttete. Aussagekräftig ist an den Grabungsergebnissen in der Burggasse 19 also nicht die Stratigraphie als solche, die lediglich die relativ späte Aufschüttung widerspie-

gelt, sondern allein die Datierung des Fundmaterials. Diese beweist immerhin, dass der Bergsporn bereits seit der Bronzezeit verschiedentlich besiedelt war; angesichts seiner Verteidigungslage darf man vermuten, dass er von Anfang an eine Befestigung trug – genauere Aussagen, etwa über die Art und Ausdehnung dieser Befestigung sind jedoch bisher nicht möglich. Eine Überlegung mag dahin gehen, dass die außergewöhnliche Größe der staufischen Pfalz darin begründet war, dass sie einen bereits vorhandenen Halsgraben benutzte⁵ – beweisbar ist das bisher jedoch nicht. Als ältester Rest baulicher Anlagen auf dem Bergsporn wird daher in jüngeren Publikationen ein Mauerfundament von rund 1 m Dicke angesprochen, das 2007 direkt westlich neben dem Haus Burggasse 19 freigelegt wurde, dessen Alter aber mangels begleitender Funde nicht bestimmt werden konnte. In dem betreffenden Bereich verlief die durch ältere Grabungen bekannte Ringmauer der Pfalz etwa 1,5 m weiter nördlich, näher der Hangkante zum Neckartal, und wurde in gotischer Zeit durch ein schräg geführtes, rund 15 m langes und bis heute erhaltenes Mauerstück ersetzt, das wegen des Abbruchs der „Altane“ am „Palas“ nötig wurde (zur „Altane“ vgl. u.). Das ergrabene Mauerstück ist offenbar älter als diese beiden schon bekannten Mauerverläufe, und daher kann man auf den ersten Blick erwägen, ob hier zum ersten Mal der Rest einer vorstauischen Befestigung erfasst worden sein könnte. Aber es gibt noch eine andere Deutung, die bei kritischer Betrachtung näher liegt und keine so weitreichenden Annahmen erfordert; sie wurde von Hildebrandt und Knauer schon angesprochen⁶.

Es ist nämlich bereits von Arens 1967⁷ aus mehrfachen und überzeugenden Gründen vorgetragen worden, dass das „Steinhaus“ als letzter Bau der Pfalz erst deutlich nach 1200 entstanden ist, und dass sein Nordgiebel dabei über die bereits bestehende Ringmauer vorgeschoben wurde; der Befund an der Nordwestecke, Versprung und Spuren in der Westwand des Hauses, macht das bis heute anschaulich, und, soweit ich sehe, herrscht über diesen Punkt auch Konsens in der Forschung. Falls das richtig ist, dann muss aber auch der östlich an die Ecke des „Steinhauses“ anschließende Ringmauerzug (der bis zum Abbruch der „Altane“ zu dieser hinüber führte und dann mit teilweise veränderter Führung erneuert wurde) zusammen mit dem „Steinhaus“ neu entstanden sein. Daraus ergibt sich die Frage: Wie genau verlief die Ringmauer in diesem Bereich, bevor das „Steinhaus“ samt dem östlich anstoßenden Mauerzug entstand?

Der einfachste Versuch einer Antwort besteht darin, den über 40 m völlig geraden Mauerverlauf westlich des „Steinhauses“ versuchsweise geradlinig nach Osten zu verlängern, so als sei er ohne Knick bis zur „Altane“ am Palas durchgelaufen. Dieser Versuch führt zu einem ebenso überraschenden wie überzeugenden Er-

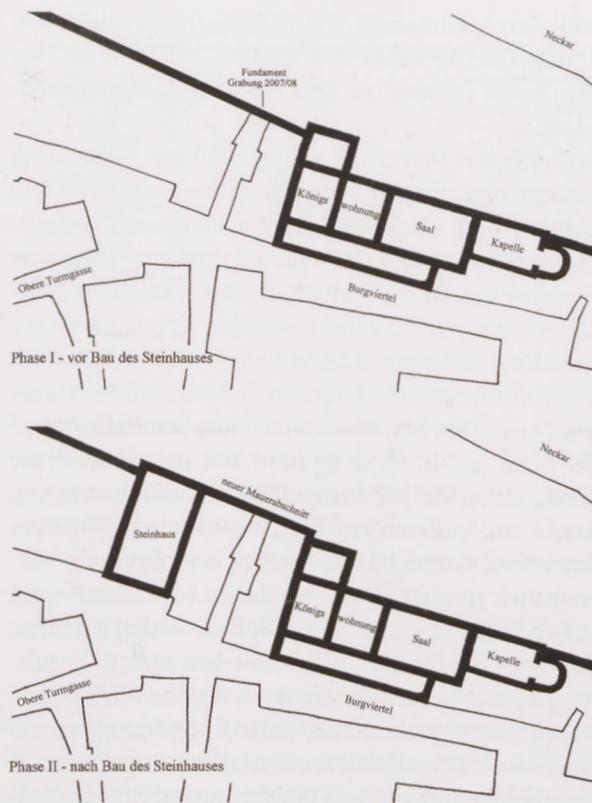


Abb. 1 Pfalz Wimpfen, zur Deutung des 2007/08 freigelegten Fundamentes neben dem Haus Burggasse 19. Die obere Zeichnung (Phase I) zeigt, wie die Lage des Fundamentes perfekt zur Hypothese einer ursprünglich gerade verlaufenden Ringmauer passt. Die untere Zeichnung (Phase II) verdeutlicht, wie der betreffende Mauerabschnitt im Zusammenhang der Entstehung des Steinhauses ersetzt wurde.

gebnis (Abb. 1): der hypothetische Mauerverlauf trifft exakt das 2007/08 freigelegte Fundament! Damit ergibt sich eine Deutung des Fundamentes von großer Einfachheit bzw. hoher Plausibilität: Es gehört wahrscheinlich zur ursprünglichen Ringmauer der Pfalz, aus deren Gründungszeit in der 2. Hälfte des 12. Jh., die dann bei der Errichtung des „Steinhauses“ abgetragen und etwas weiter nördlich neu errichtet wurde.

Als spekulativ zurückzuweisen ist dagegen die Annahme, dass das Fundament Rest eines Wohnturmes zwischen Palas und Steinhaus sei⁸; ein Mauerstück von nicht einmal 0,70 m Länge (!), ohne Reste von Ecken, kann als Basis einer so weitreichenden Behauptung keinesfalls ausreichen⁹.

Zum Stand der Datierungsdiskussion

F. V. Arens legte in seiner Monographie der Pfalz Wimpfen 1967 dar, dass mangels aller eindeutigen Schriftquellen der einzige Weg, ihre Entstehungszeit zu ergründen, der Stilvergleich der Säulen von Palas, Kapelle und Burgmannenhaus (und weiterer, einfacherer Schmuckformen) sei¹⁰. Das gilt im Prinzip bis heute, obwohl es inzwischen das Dendrodatum eines Deckenbalkenrestes des „Roten Turmes“ gibt (1191 +/- 10); denn dieses Datum lässt mangels einer „Waldkante“ (der letzte Jahresring unter der Rinde, der, falls erhalten, eine jahrgenaue Datierung zulässt) einen er-

heblichen Spielraum für das Fälligkeitsdatum; außerdem ist ungeklärt, in welchem zeitlichen Verhältnis der Bau des „Roten Turmes“ zu dem der übrigen Pfalzbauten stand.

Dennoch hat sich heute weitgehend die Auffassung durchgesetzt, dass die von Anfang an häufig kritisierte Spätdatierung von Arens – verkürzt zusammengefasst: vor 1210 bis etwa 1230 – nicht zutreffen kann, dass vielmehr mit einem Baubeginn um 1160/80 zu rechnen sei. Dazu ist zunächst zu unterstreichen, dass diese Annahme nicht nur frühzeitig von Walter Hotz vertreten wurde, sondern dass auch Arens selbst keineswegs bestritten hat, dass nahezu alle Schmuckformen der Pfalz gut in diese frühere Zeit passen. Nur die Formgebung einiger weniger Säulenbasen wurde von Arens im Vergleich mit dem Westchor des Wormser Domes ins frühe 13. Jh. gesetzt, und dann als vermeintlich jüngste Form des Baues konsequent zum entscheidenden Anker seiner Spätdatierung gemacht. Alle anderen Formen des Baues betrachtete er notwendigerweise als retrospektiv, d. h. als bewussten Rückgriff der Steinmetzen auf zur Erbauungszeit eigentlich schon unmoderne Gestaltungen¹¹.

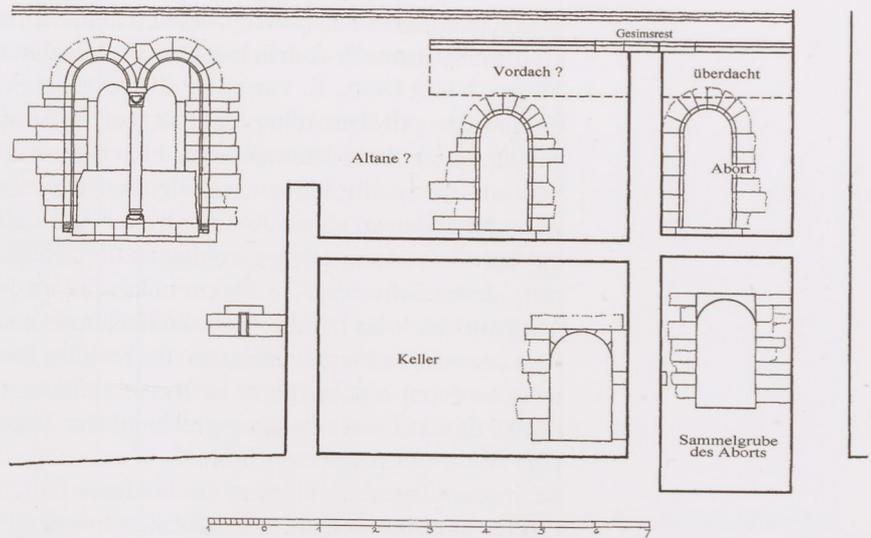
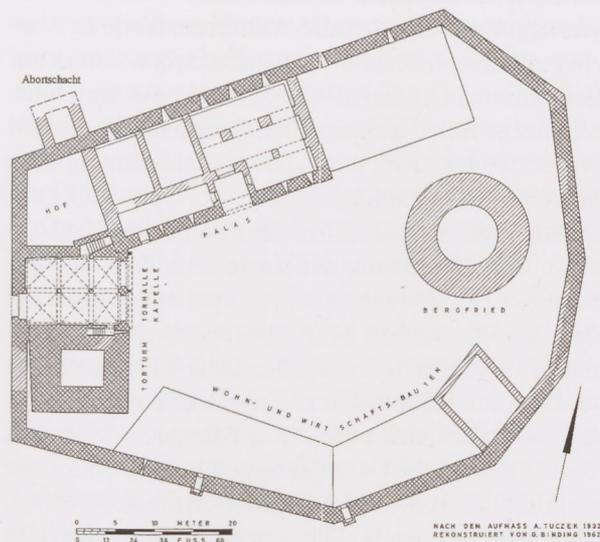
Vor diesem Hintergrund liegt es auf der Hand, dass eine veränderte Datierung der einzigen vermeintlich „modernerer“ Basisform radikale Folgen für die Datierung der Pfalz haben musste – und eben diese neue Datierung liegt bereits seit einigen Jahrzehnten vor. Denn der Wormser Dom wurde ab 1980 durch zahlreiche Dendrodaten mehrere Jahrzehnte früher datiert,

als bis dahin allgemein angenommen worden war. Der Westchor, auf den sich der Wimpfener Vergleich bezieht, ist demnach um 1170–81 entstanden (früher datierte man um 1210/20¹²), und damit passt nun auch die einzige früher als jünger eingeordnete, wormsische Schmuckform in Wimpfen gut zu den übrigen. Man muss also den detaillierten stilgeschichtlichen Darlegungen von Arens keineswegs grundsätzlich widersprechen, um zu einer widerspruchsfreien Stildatierung der Wimpfener Pfalz zu kommen – es genügt vollständig, innerhalb seines methodisch soliden Systems eine einzige Fehleinschätzung zu korrigieren, um zu einer Stildatierung um 1170–80 zu kommen.

Wie verhalten sich nun die Grabungsergebnisse im Haus Burggasse 19 zu dieser kunsthistorischen Feststellung? H.-H. Hartmann stellte fest, dass die beim Bau der westlichen Giebelwand des Palas – oder einer vorgelagerten, aber gleichzeitigen Mauer – entstandene Mörtelschicht gleichzeitig mit der untersten Auffüllungsschicht vor dieser Mauer entstand. Daraus ist natürlich zu schließen, dass die Mauer nicht älter sein kann als das jüngste in dieser Schicht enthaltene Material, und dieses gehört ins mittlere 12. Jh. Die Datierung der Funde definiert also einen Zeitpunkt, *nach dem* die Mauer entstanden sein muss (*terminus post quem*) – aber definiert sie auch einen Zeitpunkt, *vor dem* das geschah (*terminus ante quem*)¹³? Leider ist das nicht der Fall, denn es gibt natürlich keine Gewähr dafür, dass das Auffüllungsmaterial *vollständig* von seiner ursprünglichen Stelle an die heutige transpor-

Abb. 2 Pfalz Eger/Cheb (Tschechien), flussseitige Aborterker im Bereich der Königswohnung im Palas. Links die letzten Arkaden des Saales, die beiden Gruppen aus Doppelfenster links und zerstörtem Aborterker mit Abstand rechts entsprachen offenbar zwei Räumen.





tiert wurde; man kann ja die obersten, jüngsten Schichten an eine andere Stelle verbracht haben – was nicht mehr feststellbar ist –, und daher ist es ohne Aussagekraft, dass das Material dieser jüngsten Zeitstellung in der Auffüllung fehlt.

Als Ergebnis der Ausgrabung kann man demnach nur festhalten, dass die dem „Palas“ zuzurechnende Mauer nach der Mitte des 12. Jh. entstanden sein muss – aber wie lange danach, bleibt noch immer offen. Damit sind wir bezüglich der Datierung der staufischen Bauten immer noch nicht weiter, als es die Stildatierung ermöglicht.¹⁴

Welche Funktion hatte der neckarseitige Anbau am Westteil des „Palas“?

Vor dem Westteil des „Palas“, dessen in Grundzügen rekonstruierbare Raumaufteilung am ehesten auf eine Königswohnung im Obergeschoss deutet¹⁵, sprang neckarseitig ein Anbau vor, auf den heute nur noch vier Pforten in der Wand des „Palas“ deuten; Grundmauern des abgetragenen Anbaues selbst wurden 1957 ergraben und von Arens als „Altane“¹⁶ gedeutet. Diese Deutung ist aber unbefriedigend, weil sie nicht auf die Mehrzahl und in mehrfacher Hinsicht unregelmäßige Anordnung der Pforten in Erd- und Obergeschoss eingeht.

Eine andere Deutung, die diesen Aspekt einzubeziehen sucht, hat der Verfasser in seinem Führer von 2010 skizziert; ihr Nachteil liegt darin, dass Unterteilungen des Anbaues angenommen werden müssen, von denen bisher keine Reste nachgewiesen sind. Dabei haben die letzten Grabungen 2007/08 die Fundamentreste sogar nochmals reduziert, denn die bei Arens' Grabungen vermeintlich erfasste Ostmauer des Anbaues

hat nach den neuen Feststellungen zumindest an dieser Stelle nicht existiert; offenbar wurde nur ein zufällig dort liegender Stein überinterpretiert. In Fundamenten belegbar ist daher nur noch die West- und die Nordmauer des Anbaues, der demnach knapp 6 m tief war, während die Breite nun nur noch aus den Öffnungen in der Wand des „Palas“ erschlossen werden kann und demnach zwischen etwa 8 und 11 m gelegen haben muss¹⁷.

Was kann man nun aus den vier originalen Rundbogenpforten schließen, die den westlichsten Raum des „Palas“ mit dem Inneren – bzw. oben vielleicht mit einer offenen Plattform – dieses Anbaues verbanden? Zunächst einmal ist die Annahme, dass der Anbau pro Geschoss nur einen Raum enthielt – oder unten einen Raum, oben eine Plattform –, nicht überzeugend, denn dafür hätten zwei Pforten ausgereicht; vier Pforten deuten auf ebenso viele Räume hin. Damit wird nahe gelegt, dass der Anbau in beiden Geschossen durch eine zusätzliche Nord-Südmauer unterteilt war; sie ist bisher allerdings nicht belegbar, nicht durch ergrabene Fundamente und ebenso wenig durch Ansätze an der „Palas“-Wand; all dies trifft freilich auch für die Ostwand des Vorbaues zu.

Die erste Schlussfolgerung aus den vier erhaltenen Pforten lautet also, dass der Vorbau im Westen und im Osten je einen Erdgeschossraum enthielt, über denen im Obergeschoss jeweils ein entsprechender Raum lag (oder eine Plattform). Welche Funktionen könnten diese vier unterschiedlichen Räume oder Nutzungsbereiche aber erfüllt haben?

Auch die Wimpfen zeitlich nahe stehenden Pfalzen in Gelnhausen und Eger besaßen am Westende ihrer „Palasse“ bzw. Saalbauten Raumgruppen, für die eine Deutung als königliche/kaiserliche „Wohnung“ nahe liegt. In Eger gab es dort im Obergeschoss zwei Ab-

Abb. 3 Pfalz Gelnhausen (Hessen), ergrabene Fundamente eines in den Wassergraben vorspringenden Abortschachtes im Bereich der Königswohnung.

Abb. 4 Pfalz Wimpfen, Rekonstruktionsvorschlag des verschwundenen Anbaues an der Neckarseite der Königswohnung, Schnitt O-W.

orterker (Abb. 2), während in Gelnhausen vor dem westlichen dieser Räume ein vor die Ringmauer der Pfalz vorspringender Anbau belegbar ist, offenbar ein Abortschacht (Abb. 3); vor allem die Analogie von Gelnhausen mit dem Wimpfener Befund ist zu eindeutig, um sie für bedeutungslos zu halten. Dass folglich zumindest die beiden westlichen Pforten am Wimpfener Bau zu einem Abort gehörten, passt auch mit dem Befund der unteren westlichen Pforte zusammen, deren Schwelle 70 – 90 cm höher lag als jene der östlichen – das könnte man nämlich damit erklären, dass sie zu einer Sammelgrube für Fäkalien führte bzw. zu deren regelmäßiger Entleerung diente. Die Pforte darüber wäre dementsprechend der Zugang zum Abort selbst gewesen (Abb. 4).

Lässt man dies als Erklärung der beiden westlichen Pforten zunächst gelten¹⁸, so ergibt sich zwingend die Frage, wozu die beiden östlichen Pforten dienten; sie ist mangels eindeutiger Analogien deutlich schwieriger zu beantworten. Ein weiterer Abort mit separater Grube und Entleerung scheidet wohl aus – einen zweiten Nutzer mit Interesse an einem separaten Abortraum mag man sich, wenn auch gegen alle Erkenntnisse an Vergleichsbauten, allenfalls noch vorstellen, aber eine separate Fäkaliengrube würde die Plausibilität gewiss überfordern. Es scheint also mehr als naheliegend, dass die beiden übereinander liegenden östlichen Räume/Bereiche des Anbaues grundsätzlich andere Funktionen besaßen als der Abort im Westen – welche das waren, bleibt freilich schwer zu ergründen. Diskutabel scheint hier, mit eindrucksvollem Blick ins Neckartal, weiterhin die Arens'sche Annahme einer Altane, unter der sich dann ein Erdgeschossraum ergeben hätte; diese Vorstellung legte ich bereits dem Rekonstruktionsversuch im Führer von 2010 zugrunde¹⁹, aber sie ist nur eine Möglichkeit. Überzeugendere Deutungen scheinen durchaus vorstellbar, wurden bisher aber nicht vorgetragen.

Zur ursprünglichen Raumaufteilung im Obergeschoss des „Steinhauses“

Das „Steinhaus“ ist jener Bau der ehemaligen Pfalz, dessen anfängliche Gestaltung – aufgrund seiner häufig wechselnden Nutzung bis heute – bei weitem am stärksten verändert wurde. Sein ursprüngliches Aussehen vor allem innen ist daher schwer zu rekonstruieren, und das ist für das Obergeschoss von besonderem Interesse, weil es fraglos das herrschaftliche Geschoss in einem Wohnbau war, dessen ursprünglicher Nutzer mangels diesbezüglicher früher Quellen ganz unbekannt bleibt.

Arens sagte über dieses Obergeschoss zusammenfassend, es sei „ein einziger großer Raum“²⁰ gewesen, wobei er ein „m. E.“ davor setzte und damit eine ver-

bleibende Unsicherheit festhielt. Seine vorangehenden Überlegungen lassen dabei aber eine deutliche Voreingenommenheit im Sinne eines solchen Saales auf der gesamten Geschossfläche erkennen, die dazu führte, dass er die Alternative der Mehrräumigkeit nicht ernsthaft analysierte bzw. alle in diese Richtung deutenden Indizien herunterspielte.

Erstes Argument sind bei Arens Überlegungen zu Form und Abstützung der Decke über dem Obergeschoss des „Steinhauses“, denen man zunächst durchaus zustimmen kann. Die Decke ruhte auf großenteils erhaltenen Kragsteinen an den Längswänden und fraglos außerdem auf einem nord-südlich verlaufenden Mittelunterzug über Stützen. Was Arens, der kein Architekt war, jedoch übersah: Damit ist zwar die Decken- und Stützenkonstruktion geklärt, aber über eine eventuelle Raumaufteilung sagt das noch gar nichts aus, denn selbstverständlich kann ein konstruktiv so gestaltetes Geschoss durch hölzerne Trennwände in mehrere Räume unterteilt werden.

Als weiteres Argument bleibt nur die Verteilung der original erhaltenen Fenster und Kamine. Diese Thematik behandelte Arens mit Formulierungen, die alle Unregelmäßigkeiten der Anordnung in auffälliger Weise herunterspielen. Es sind jedoch viele solche Unregelmäßigkeiten festzustellen, und sie deuten eher auf mehrere ursprüngliche Räume als auf einen einzigen. Nur im Nordgiebel des Hauses gab es eine symmetrische Drei-Fenster-Gruppe, deren Wirkung auch in einem 19 m langen Saal zum Tragen käme; die übrigen erhaltenen romanischen Fenster sind jedoch durchaus unregelmäßig angeordnet, und das gilt ebenso für die beiden Kamine, die nicht exakt gegenüber liegen, sondern gegeneinander verschoben. Schließlich fällt auch die „etwas verschiedene Höhe der Fensterbänke“ auf, die Arens nur ganz am Schluss verschämt erwähnte, weil nämlich auch ihm schon klar war, dass sie zu einem einzigen großen Saal genauso wenig passt wie die unregelmäßige Anordnung der Fenster und Kamine.

Den letzten Trumpf, den Arens zugunsten seiner Saalthese ausspielte, leitete er davon her, dass in den nördlichen Teilen beider Seitenwände des „Steinhauses“ romanische Fenster fehlen (was man zumindest an der Westseite mit einer anfangs vorhandenen oder geplanten Nachbarbebauung erklären kann). Er meinte, davon die Aussage ableiten zu müssen: „Bei einer Raumaufteilung wären also einzelne Zimmer dunkel geblieben“. Auch dies trifft aber so nicht zu, wie die hypothetische Rekonstruktion eines mehrräumigen Grundrisses zeigen kann (Abb. 5). Schon wenn man annähme, dass es immer nur jene romanischen (Doppel-)Fenster gegeben hat, die noch heute ganz oder in Resten erhalten sind, ist es durchaus möglich, im Nordteil des Gebäudes einen Saal zu rekonstruieren, und im Süden

zwei separate, wenn auch auf den ersten Blick merkwürdig längliche Räume. Wenn man sich darüber hinaus vor Augen hält, dass es durchaus weitere romanische Fenster gegeben haben kann – die nämlich durch spätgotische an gleicher Stelle ersetzt wären – so wird klar, dass es auch in den Seitenwänden bis zu fünf romanische Doppelfenster gegeben haben kann, die in den südlichen zwei Dritteln des Geschosses beidseitig je zwei Räume hätten belichten können. Dass ein solches romanisches Doppelfenster nicht allzu viel Licht hereinließ, ist dabei zwar richtig, wird aber niemanden überraschen, der sich mit romanischen Profanbauten auskennt. Zudem können die beiden Räume am Südgiebel nach der Befundlage durchaus auch je zwei Fenster besessen haben, nur die beiden kaminbeheizten in Geschossmitte mussten offenbar mit jeweils einem ausgekommen; die letzteren wären damit etwa als beheizbare Schlafkammern gut verwendbar gewesen.

Die hier vorgelegte, mehrräumige Rekonstruktion des „Steinhaus“-Obergeschosses in der Romanik ist – damit kein Missverständnis entstehen kann – nicht mehr beweisbar; dafür haben die späteren Umbauten einfach zu viel Substanz vernichtet. Es ging hier allein um die Beweisführung, dass Arens' Argumentation für einen großen Saal auf der gesamten Geschossfläche keineswegs schlüssig ist, dass vielmehr die Indizien für eine ursprüngliche Mehrräumigkeit des Geschosses eher überwiegen. Zu diesen Indizien darf man als letztes die schon gelegentlich vorgetragene Erwägung hinzufügen, dass für einen zweiten großen Saal in der Pfalz – der dabei größer gewesen wäre als jener im „Palas“ (!) – keine Funktion vorstellbar ist. Eine mehrräumige „Wohnung“ hingegen läge, vor allem als Aufenthalt eines Burgvogtes oder Burggrafen, durchaus nahe.

Was bedeutet der Materialwechsel Sandstein/Tuff am „Roten Turm“?

Der „Rote Turm“, dessen unterster, mit Sandsteinquadern verkleideter Teil bisher als einziger Bau der Pfalz sicher datiert ist (Dendrodatum 1191 +/- 10), zeigt in seinem oberen Teil zwei Abschnitte, die aus anderem Material bestehen. Für den zweiten Abschnitt, der noch die ursprüngliche Planung des Einstiegsgeschosses weiterführt, aber innen wie außen Tuffsteinquadern größeren Formates aufweist, wurde gelegentlich – zuletzt in diesem Band von L. H. Hildebrandt – vermutet, er sei dem Turmunterbau erst nach einer längeren Bauunterbrechung hinzugefügt worden. Hintergrund dieser Annahme sind bei Hildebrandt Überlegungen zu frühen Tuffsteinbrüchen in der weiteren Region um Wimpfen bzw. zum Antransport des Materials. Aber auch ästhetische Empfindungen spielen hier, wie

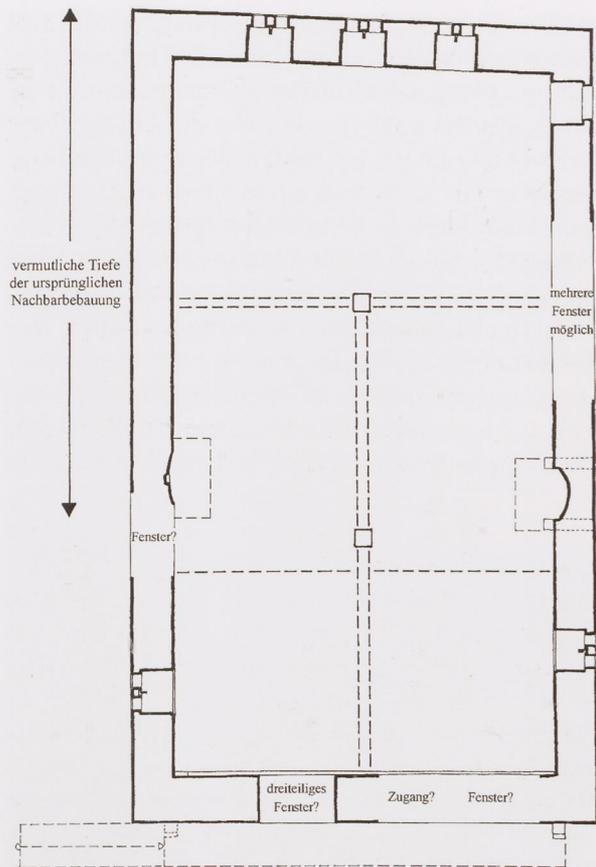


Abb. 5 Pfalz Wimpfen, „Steinhaus“, hypothetische Rekonstruktion des Obergeschosses im ursprünglichen Zustand. Die Aufteilung ist im Einzelnen nicht mehr beweisbar; sie soll nur darlegen, dass durchaus Belichtungsmöglichkeiten für bis zu fünf Räume bestanden.

sicher in manch früherer Äußerung zum Thema, eine wesentliche Rolle. Hildebrandt spricht bezüglich der Mischung verschiedenartigen Baumaterials vom „Eindruck eines Flickenteppichs“, der „sicherlich nicht in der ursprünglichen Intention des Erbauers lag“²¹; dass ein so auffälliger Bruch in der Erscheinung eines hochrangigen Bauwerks auch innerhalb eines kontinuierlichen Bauablaufes durch Entscheidungen praktischer Art entstanden sein könnte, kann er sich also offenbar kaum vorstellen. Im Weiteren entwickelt Hildebrandt, Befunde an einigen anderen Burgen des Neckarraumes einbeziehend, die Vorstellung, die Erschließung regionaler Tuffsteinbrüche sei erst „um 1220/1240“ erfolgt – also Jahrzehnte nach dem Baubeginn am „Roten Turm“ – und deutet letztlich sogar an, dass die Verwendung von Tuffstein demnach eine neue Datierungsmöglichkeit für Burgen oder deren Bauteile bieten könne.

Wie beweiskräftig kann eine solche Verknüpfung mehrerer Annahmen auf eng begrenzter Faktenbasis²² sein? Zunächst einmal sind die Befunde am „Roten Turm“ (und den anderen angeführten Burgen) nochmals daraufhin zu prüfen, ob sie wirklich zwingend auf größere Bauunterbrechungen deuten.

Für den modernen Betrachter ist es ja in der Tat irritierend, dass in dem ehemals über 5 m hohen Raum, der immerhin als zeitweiser Aufenthalt des Kaisers angesprochen wird, schon in 3,5 m Höhe die in Größe

und Oberflächenstruktur ganz andersartigen Tuffsteinquader die Sandsteinquader ablösen²³. Dies geht jedoch auf eine *a priori* moderne Erwartungshaltung zurück, die man nicht ohne Weiteres auf die Menschen vor über 800 Jahren zurückprojizieren darf. Abstrahiert man folglich von der Vorstellung einer bis ins Detail homogenen Ästhetik von Wandflächen, so kann man durchaus auch Indizien für eine alternative Deutung finden, nämlich für den fließenden Übergang zwischen den Materialien, ohne nennenswerten Zeitabstand. In diese Richtung deutet etwa der Befund am Kamin, wo die Trennlinie mitten durch den Mantel geht, und noch deutlicher jener im Bereich des Aborterkers, wo das Travertinmauerwerk nur beidseitig des

Erkers tief heruntergreift, während der Erker selbst aus Tuffstein besteht und erst zuoberst mit einer Schicht Sandstein abgedeckt ist²⁴. Solche Befunde deuten eher an, dass das aufwendigere Sandsteinwerk nur dort eingesetzt wurde, wo noch Feinarbeit der Steinmetzen oder auch größere Materialqualität nötig schien; der Übergang zum Tuffstein könnte dann auch damit zu erklären sein, dass die größeren und alle Bearbeitung der Oberflächen erübrigenden Tuffsteinquader einfach weniger Arbeit und Kosten verursachten.

Dies führt weiter zu der Frage, ob um 1180/1200, als der „Rote Turm“ begonnen wurde, im Neckarraum wirklich noch kein Tuffstein zur Verfügung stand; eben dies behauptet ja Hildebrandt. Was sind seine Argumente? Hildebrandt operiert hier argumentativ mit einigen wenigen Burgen und Burgenbauteilen des Neckarraumes, die aus Tuffstein sind, und die er alle, wenn auch mit vorsichtigen Formulierungen, in den genannten Zeitraum um 1220/40 datiert. Dagegen gibt es jedoch einen schwerwiegenden Einwand: Selbst wenn man diese Datierungen durchweg für gesichert halten wollte, wäre der Ansatz noch keineswegs schlüssig, denn selbst wenn mehrere Burgen in dieser regionalen Blütezeit des Burgenbaues Tuff verwendeten, so enthält das doch keine Aussage darüber, ob es nicht anderswo schon früher der Fall gewesen sein kann!

Diesen grundlegenden Mangel seiner These versucht Hildebrandt nun durch Vermutungen über ein persönliches Eingreifen höchstrangiger Persönlichkeiten – Kaiser Friedrichs II., König Heinrichs (VII.) und Markgraf Hermanns V. von Baden – in die Materialauswahl beim Burgenbau zu heilen; er meint hier nämlich ein direkt von diesen Angehörigen des Hochadels angeordnetes „innovatives ‚Bausteinbesorgungsprogramm‘“ zu erkennen²⁵. Damit aber verirrt er sich endgültig im Raum des Spekulativen und des allzu modernen Denkens. Denn wer die Quellenlage zum Thema auch nur grob überblickt, der weiß, dass wir über das Verhältnis Hochadeliger zur technischen Organisation im Burgenbau des 12./13. Jh. absolut nichts wissen. Und wie plausibel kann ein derartiges Interesse – nicht etwa am Burgenbau generell, sondern an dessen Organisation *im Detail* – bei Persönlichkeiten gewesen sein, die erzwungenermaßen ständig auf Reisen in großen Teilen Europas waren, und die latent mit schwierigsten Fragen der Politik und Diplomatie, vor allem auch mit vielfältigen harten Konflikten bis hin zu blutigen Kriegen konfrontiert waren?

Auch eine von modernen ästhetischen Erwartungen abstrahierende Betrachtung von qualitätvollen Burgen, bei denen Material verschiedener Farbe und Charakteristik sichtbar gemischt wurde, weist schließlich in eine andere Richtung als die besprochene These. Damit ist nicht nur die Tatsache gemeint, dass Travertin und Lettenkohlesandstein am „Oberen Turm“ in Besigheim

Abb. 6 Besigheim, der „Obere Turm“ von Osten. Unübersehbar ist der ungeordnete Übergang von den hellen Travertin-Buckelquadern im unteren Turmteil zu den Lettenkohlesandstein-Quadern im oberen.



(Abb. 6) in einer Reihenfolge erscheinen, die der These von Hildebrandt exakt entgegen läuft²⁶: Buckelquader aus Travertin verkleiden dort den *unteren* Turmteil und gehen dann mit einer Zone ungeordneter Mischung in den Oberbau aus Sandstein über (was Hildebrandt erwähnt, aber beiseite schiebt). Vielmehr geht es noch grundsätzlicher um solche Mischzonen aus (Buckel-)Quadern, die nicht nur im Neckarland belegbar sind. Ein von Hildebrandt/Knauer nicht genanntes Vergleichsbeispiel für die regellose Mischung von roten und fast weißen Buckelquadern ist etwa der „Sinwellturm“ der Nürnberger Burg, der als weithin sichtbarer Hauptturm einer Reichsburg höchste repräsentative Ansprüche zu erfüllen hatte (Abb. 7)²⁷. Dort wie in Besigheim hätte man die andersfarbigen Buckelquader fraglos auch regelmäßiger anordnen können, etwa als geschlossene Fläche oder „Ring“ um den ganzen Turm; auch die völlige Vermeidung andersfarbiger Quader scheint durchaus realisierbar – vor allem wo sie, wie in Nürnberg, selten sind – oder ein „sauberer“ Wechsel von einer Schicht zur nächsten; in Besigheim etwa wäre das durch ein bewussteres Zugreifen auf die zeitweise in gleichem Maße verfügbaren Buckelquader aus verschiedenem Stein kein Problem gewesen. Dass beides nicht geschah, lässt nur einen Schluss zu: dass nämlich die ungeordnete Mischung der Quaderfarben, der „Flickenteppich“, gar nicht als ästhetisches Problem empfunden wurde, jedenfalls nicht von den Ausführenden vor Ort. Hält man dies aber für denkbar – und das muss man – dann ist es auch durchaus möglich, dass die am „Roten Turm“ anzutreffende, vergleichsweise saubere Materialgrenze innerhalb ein und derselben Bauzeit entstanden ist.

Welche Ausführungsabschnitte/Bauphasen der Pfalzbauten sind zu erkennen?

F. V. Arens in seiner grundlegenden monographischen Darstellung, und auch fast alle anderen Darstellungen der Pfalz Wimpfen, konnten in deren Bauten kaum Bauabschnitte erkennen, wofür neben der Schwierigkeit, ihre Schmuckformen enger zu datieren, sicher auch die Tatsache verantwortlich ist, dass die erhaltenen Bauteile weitgehend isoliert voneinander erhalten sind, womit Baufugen und andere technische Indizien relativer Chronologie fast völlig fehlen.

Im Grunde beschränkten sich die Aussagen über Bauabschnitte innerhalb des romanischen Baubestandes bisher auf zwei Punkte. Einerseits wurde im Bereich von Kapelle, Palas und Steinhaus mit Recht festgestellt, dass diese Bauten nachträglich auf die bereits bestehende Ringmauer aufgesetzt bzw. im Falle des „Steinhauses“ ausnahmsweise über ihre ursprüngliche Flucht vorgeschoben worden sind²⁸. Das entspricht



Abb. 7 Nürnberg, Sinwellturm. Wo die schwarze Verwitterungskruste abgeplatzt ist, erkennt man deutlich die unsystematische Mischung roter und weiß-gelblicher Sandstein-Buckelquader.

Beobachtungen an zahllosen Burgen und bedarf daher keiner weiteren Analyse; die für die Verteidigung wichtigen Bauteile wie Ringmauern und Türme wurden oft zuerst gebaut, die Innenbebauung nachträglich angefügt. Andererseits hat Arens das „Steinhaus“ aufgrund eines Vergleiches seiner Fensterformen mit dem Erstbau des nahen Spitals erst in die Zeit um 1220/30 datiert; das ist, da dieses Gebäude jedenfalls nicht zum unverzichtbaren Kern eines Pfalz-Bauprogramms gehörte, bisher stets akzeptiert worden, auch wenn es etwas problematisch scheint, eine so schmucklose Fensterform so eng zu datieren.

Gegenüber dieser aus gutem Grund sehr zurückhaltenden Phasenscheidung tragen Hildebrandt/Knauer nun überraschend vor, dass viele Teile des romanischen Baubestandes in Wahrheit erst deutlich später hinzugefügt worden seien, nämlich nach 1200 bzw. in spätstaufischer Zeit. Nach ihnen gilt dies für folgende Teile:

- die größere Schlafnische im unteren Bauabschnitt des „Roten Turms“
- den mittleren Bauabschnitt des „Roten Turms“
- den gesamten „Blauen Turm“
- den Torturm
- das „Steinhaus“ (in dem die Tuffsteingewände zweier Trichterfenster zudem als zusätzliche Phase angesprochen werden).

Abgesehen vom „Steinhaus“, dessen spätere Einfügung samt dem anschließenden Mauerzug zum Palas stets Konsens war²⁹, fehlen für all diese Annahmen aber überzeugende Argumente. Geringe Unsauberkeiten, wie man sie um das (deutlich brandgeschädigte) Gewände der großen Schlafnische im „Roten Turm“ findet³⁰, waren bei romanischen Quaderbauten normal und werden daher von erfahrenen Bauforschern nicht als Hinweise auf nachträglichen Einbau gedeutet; und Spitzbögen sind keineswegs erst ein Merkmal der Gotik, sondern in der südwestdeutschen Romanik kurz vor 1200 durchaus denkbar. Und zu der Frage, ob allein der Materialwechsel es rechtfertigt, den mittleren Abschnitt des Turmes für eine wesentlich spätere Zutat zu halten, war hier schon Stellung genommen worden (vgl. 5.).

Dass der „Dritte Turm“ der Pfalz als erster errichtet worden wäre, ist gleichfalls unbelegbar³¹, denn dass er „ab Mitte des 12. Jh. denkbar“ gewesen sei³² führt allein nicht weiter, und dass der „Dritte Turm“ fortifikatorisch wichtiger gewesen sei als der „Blaue Turm“ trifft nicht zu. Er stand an einer Stelle, wo das Gelände vor der Ringmauer bereits gegen Süden abfällt, während der „Blaue Turm“ als klassischer Frontturm die Hauptangriffsseite der Pfalz deckte, vor der flaches Gelände liegt. Auch das hier zu rekonstruierende Tor unterstreicht die Wichtigkeit des „Blauen Turmes“; wir kennen zwar keine Reste dieses Tores, aber es ist schon deswegen anzunehmen, weil dort der ältere Siedlungskern mit Kirche und „Wormser Hof“ anschließt, der sich schon vor 1200 zur Stadt mit Marktplatz und Pfarrkirche weiterentwickelte. Dass einzelne Zangenlöcher eine Entstehung des „Blauen Turmes“ erst im 13. Jh. belegten³³, kann aufgrund des Kenntnisstandes zur Verbreitung der Zangenlöcher im 12. Jh. nicht als gesichert gelten; am Oberrhein bzw. im Elsaß treten sie bereits um 1160 auf³⁴, und auch wenn – was derzeit ebenfalls angenommen wird – die Ausbreitung nach Osten erst verlangsamt erfolgt sein sollte, so kann die Verwendung der Hebezange im Neckarraum gegen 1200 doch keineswegs kategorisch ausgeschlossen werden. Wichtiger erscheint daher, dass der „Blaue Turm“, wenn man seine ursprüngliche Gestalt aus den erheblichen Umbauten und Reparaturen herauschält, bis in Details dem „Roten Turm“ entspricht³⁵. Maße, Geschossaufteilung, Deckenkonstruktion, Einstiegserker und vor allem die sonst sehr seltene Form des Aborterkers sind gleich, lediglich auf das Wohngeschoss des „Roten Turmes“ und seine qualitativ bessere äußere Mauerschale ist verzichtet; das deutet weit plausibler auf eine gleichzeitige Entstehung beider Türme, bei funktionsbedingt verbesserter Ausstattung des „Roten Turms“, als vermutliche Kaiserwohnung im Notfall. Auch im Falle des südlichen Torturmes ist nicht nachvollziehbar, warum er eine sekundäre Ergänzung der Pfalzanlage sein sollte. Er ist technisch besser ausgeführt als die an ihn anschließenden Ringmauerpartien,

aber derartige Unterschiede zwischen Bauteilen mit hervorgehobener Funktion und Ringmauern sind auch innerhalb derselben Bauzeit völlig normal; ein Tor ist sowohl als Eindruck für Ankömmlinge als auch durch seine Verteidigungsfunktion besonders wichtig; beides führte dazu, dass es gern solider ausgeführt wurde. Und ungewöhnliche Formen wie die stichbogige Durchfahrt belegen gleichfalls keine abweichende Bauzeit.

Die Auflassung der Pfalz

Dass Wimpfen spätestens ab dem Verkauf der Pfalz an die Stadt 1336 nur noch einmal von einem König besucht wurde, dass der Ort also seinen Pfalzcharakter zu dieser Zeit sowohl rechtlich als auch *de facto* eingebüßt hatte, ist seit langem unbestrittener Wissensstand; und auch die Argumente dafür, dass wichtige Teile der Pfalz bald darauf bzw. im Laufe des 14. Jh. zerstört wurden, sind verschiedentlich vorgetragen worden und schlüssig³⁶. Schon die Übertragung der Pfalzkapelle an das Kloster Sinsheim 1333 deutete dies an. 1347 werden dann Häuser im Graben erwähnt, was zeigt, dass dieses wichtige Verteidigungselement der Pfalz gegen die Stadt schon ein Jahrzehnt nach ihrem Verkauf nicht nur aufgegeben, sondern sogar bereits überbaut war; der Graben war also umgehend parzelliert worden. Die 1391 erwähnten Scheuern „im Saal“ zeigen schließlich, dass auch dieser wichtigste Bau der Pfalz nur ein halbes Jahrhundert nach dem Verkauf bereits aufgeteilt und umgenutzt war, dass er wahrscheinlich sogar bereits Ruine war, in die man Neubauten anderer Funktion hineingesetzt hatte; ein bis heute erhaltenes Fachwerkhaus des frühen 15. Jh. im Innenraum des ehemaligen Palas bestätigt diese Entwicklung.

Aus diesem Wissensstand zum Thema wird nicht erkennbar, ob es für den Verkauf der Pfalz bzw. die folgenden Zerstörungen und Umnutzungen in ihrem Bereich einen bestimmten Einzelanlass gegeben hat. Seitens des Königtums als Verkäufer ist jedenfalls auf die nach dem Ende der Staufer rapide schwindende Macht der Zentralgewalt bzw. die langen Kämpfe zu verweisen, aus denen letztlich Partikulargewalten wie die Fürstentümer oder eben Reichsstädte als Gewinner hervorgingen; seitens der Stadt liegt auf der Hand, dass der Erwerb des riesigen und bereits ummauerten Pfalzgeländes eine besonders günstige Erweiterungsmöglichkeit darstellte.

Hildebrandt/Knauer vermuten nun³⁷, über diese auf der Hand liegenden Gründe hinaus, ein katastrophales Einzelereignis als entscheidenden Auslöser dieser Entwicklung, nämlich einen das gesamte Pfalzgelände erfassenden Großbrand – aber die angeführten Indizien reichen ein weiteres Mal zu einer solchen Annahme nicht aus. Zwar sind an wenigen Stellen der

aufgehend erhaltenen Bauten – etwa im Eck zwischen der Westwand der Kapelle und der Palas-Nordwand – bisher übersehene Verfärbungen zu finden, die in der Tat auf starke Hitzeeinwirkung schließen lassen. Aber der Umfang dieser Befunde ist gering und kann durchaus auf ein lokal eng begrenztes Ereignis zurückgehen, dessen Datierung ebenfalls unmöglich ist; mehr oder minder umfangreiche Brände waren in vorindustriellen Städten mit ihrem weit verbreiteten Holz- und Fachwerkbau – im Wimpfener „Burgviertel“ bis heute dominant – an der Tagesordnung.

Und entsprechende Bedenken gegenüber der These vom Großbrand gelten auch für die in zwei Grabungen gefundenen Brandschichten mit Keramik des 14. Jh., die ebenfalls in die These von Hildebrandt/Knauer integriert wurden. Ein schwerer logischer Mangel ist dabei vor allem im Zusammenhang des abgerissenen „Dritten Turmes“ festzustellen. Hildebrandt/Knauer sehen in dem Brand, der diese Schicht erzeugte, nämlich den Grund für den Abriss des Turmes, der bei dem Brand so schwer geschädigt worden sei, dass er abgerissen werden musste. Es ist schon kaum vorstellbar, dass ein Bau mit 2,55 – 3,35 m dicken Mauern durch einen Brand so schwer geschädigt worden wäre, dass nur noch der Abriss übrig blieb; Befunde an zahllosen mittelalterlichen Bauten zeigen vielmehr, dass sich die Schäden in solchen Fällen auf Abplatzungen der Steinspiegel (der sichtbaren Außenflächen) beschränkten, die die Standfestigkeit keineswegs einschränken konnten. Aber das ist noch nicht das stärkste Argument gegen die Idee von der Brandzerstörung des Turmes, denn die ergrabene Brandschicht lag *über* den Fundamenten des abgerissenen Turmes – folglich ereignete sich der Brand erst, als der Turm bereits abgetragen war! Kein Befund könnte in größerem Gegensatz zu der Annahme stehen, dass das „Branderignis ... zur Aufgabe der Pfalz und zum Abriss des Palas und des dritten Turmes führte“³⁸.

Zusammenfassung

Die Datierung der Pfalz Wimpfen bzw. ihrer erhaltenen Einzelbauten war stets ein schwieriger Fall, insbesondere wegen des Quellenmangels und der umstrittenen stilkritischen Würdigung. Leider bleibt sie das auch nach den neuesten Forschungen, die teilweise in diesem Band vorgelegt werden.

Die Sondagen des Vereins „Alt-Wimpfen“ in Bereichen, die an den Palas grenzen, spiegeln in ihrem geringen Umfang einerseits die Problematik der Archäologie in

dicht bebauten Stadtquartieren, andererseits aber auch die Schwierigkeit, heutzutage noch eine „Forschungsgrabung“ mit ihrem höheren Anspruch und ihren erheblichen Kosten zu initiieren. Dennoch waren es diese kleinen Grabungen, die die wichtigsten neuen Erkenntnisse zur Besiedlung des Bergspornes brachten. Freilich betrafen sie überwiegend dessen weit zurückreichende, vorstauferische Nutzung; zur engeren Datierung der Stauferpfalz als solcher trugen auch sie letztlich wenig bei, und die neuen Beobachtungen zu vorhandenen – oder entgegen früheren Aussagen gerade nicht vorhandenen – Fundamenten führten zunächst sogar zu neuen Interpretationsproblemen.

So war es denn doch der Stilvergleich der Kunstgeschichte, der – freilich durch Untersuchungen an anderem Ort, schon vor Jahrzehnten – den wichtigsten weiterführenden Beitrag zur Datierungsfrage erbracht hat. Die neue, deutlich frühere Datierung des Wormser Domes, auf Grundlage der naturwissenschaftlichen Methode der Dendrochronologie, rüttelte nicht nur die Chronologie romanischer Bauten im gesamten südwestdeutschen Raum gründlich durcheinander, sondern entzog auch der Arens'schen Spätdatierung für Wimpfen die *a priori* schwache Grundlage. Damit erwies sich eine Erbauung noch unter Friedrich I., etwa um 1170–80, die, ausgehend von nahezu allen Schmuckformen von Palas und Kapelle, frühzeitig gegen Arens' Einschätzung vorgebracht worden war, doch als die deutlich besser begründbare Datierung. Sie ist heute entweder bereits herrschende Meinung oder zumindest auf dem Wege dazu weit fortgeschritten.

Der Versuch, aus Detailbeobachtungen an der Pfalz und anderen Burgen der Region grundlegend neue Einschätzungen zur Bauzeit abzuleiten, insbesondere zwei mehrere Jahrzehnte auseinander liegende Ausbauphasen zu begründen, muss dagegen – wie schon frühere, vergleichbare Ansätze – als im Wesentlichen gescheitert gelten, insbesondere weil die Tragfähigkeit der Indizien erheblich überschätzt wurde; viele Aussagen erreichen höchstens den Rang von Vermutungen, die in mehreren Fällen nicht einmal besonders plausibel wirken.

Nur mühsame und methodisch vorsichtige Untersuchungen und Schlussfolgerungen können uns in dem schwierigen Fall der Pfalz Wimpfen wirklich weiterbringen; eben auf dieser Ebene lag – so kann man heute im Rückblick sagen – das entscheidende Verdienst von F. V. Arens, auch wenn man heute seine zentrale Aussage zur Datierung in Frage stellen muss.

Anmerkungen

- 1 Fritz Viktor Arens: Die Königspfalz Wimpfen (Denkmäler deutscher Kunst, hg. vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft), Berlin 1967.
- 2 Als jüngere, kritische Bewertung mit gutem Literaturüberblick ist zu nennen Günther Binding: Deutsche Königspfalzen von Karl dem Großen bis Friedrich II., 765–1240, Darmstadt 1996. Eine weitergeführte Übersicht der Literatur findet sich im vorliegenden Band u. a. im Aufsatz Hildebrandt/Knauer.
- 3 Thomas Biller: Die Pfalz Wimpfen, mit Zeichnungen von Timm Radt (Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, Bd. 24), Regensburg 2010.
- 4 Erkennbar ist dies heute vor allem am „Blauen Turm“. Durch die Absenkung des ursprünglichen Niveaus standen die Turmfundamente nun auf einer Art Felssockel, und um dessen weiteres Abbröckeln zu verhindern, wurde er im 19. Jh. mit einer deutlich erkennbaren Stützmauer umfassen.
- 5 So auch Hildebrandt/Knauer, Anm. 123. Das Kürzel „Hildebrandt/Knauer“ bezieht sich im Folgenden auf den Aufsatz dieser beiden Autoren, der im vorliegenden Band direkt vor diesem abgedruckt ist; die Angaben dahinter („1.2.3.“, „Zusammenfassung“ usw.) beziehen sich auf die Gliederung dieses Aufsatzes.
- 6 Hildebrandt/Knauer, 1.2.3. Allerdings geben Hildebrandt/Knauer an anderer Stelle (Hildebrandt/Knauer, Zusammenfassung) erstaunlicherweise eine andere Deutung, nämlich eine „spätestens in der Salierzeit“ errichtete Ringmauer.
- 7 Wie Anm. 1, S. 73f., 147.
- 8 Vgl. Hildebrandt/Knauer; ähnlich bereits Uwe Gross/Michael Weihs: Die staufische Pfalz in Bad Wimpfen am Berg, Kreis Heilbronn – nun doch älter? in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, 2008, S. 263–265.
- 9 Die von Hildebrandt/Knauer (Anm. 31) vorgetragene Behauptung, eine Mauerdicke von 1 m bezeuge bei mittelalterlichen Bauten stets eine turmartige Höhe, trifft so nicht zu.
- 10 Arens (Anm. 1), S. 137ff.
- 11 Hildebrandt/Knauer (1.2.5) betonen bei den Säulen der Palasarkaden eine Formentwicklung von Ost nach West. Dies wurde bereits von Arens angedeutet, aber weitaus vorsichtiger und ohne den Versuch, daraus engere Datierungen abzuleiten; man sollte bei seiner Zurückhaltung bleiben.
- 12 Dethard von Winterfeld, Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms, Würzburg 1993, S. 165ff.
- 13 Hildebrandt/Knauer erwähnen mehrfach, wenn auch ohne besondere Betonung, „dass um die Mitte des 12. Jh. im Gebiet der Pfalz größere Baumaßnahmen stattfanden“ bzw. „kurz nach der Mitte des 12. Jh.“ (Hildebrandt/Knauer, 1.4 und Zusammenfassung).
- 14 Hildebrandt/Knauer ziehen mehrfach den Vergleich mit den Eberbacher Burgen zur Datierung von Wimpfen heran; Knauer hat über Eberbach publiziert (Nicolai Knauer, Baugeschichte der Burg(en) Eberbach, auf Grundlage des Ausgrabungsberichtes von Dr. John Gustav Weiss (2004), in: Eberbacher Geschichtsblatt, Bd. 102, 2003, S. 106–128, und 103, 2004, S. 53–76). Es ist in der Tat noch nie bestritten worden, dass die in Eberbach (als Spolien) vorhandenen Schmuckformen, insbesondere die Säulen, direkt mit jenen in Wimpfen verwandt sind. Keineswegs aber sind die Eberbacher Burgen so exakt und beweiskräftig datiert, dass sie nun ihrerseits Basis für die Datierung von Wimpfen werden könnten.
- 15 Vgl. Biller (Anm. 3), S. 20–22.
- 16 Arens (Anm. 1), S. 49–52.
- 17 Hildebrandt/Knauer (1.2.5, Anm. 44) lehnen die Deutung als Abortanlage ab, weil „auch diese eine Ostmauer benötigt“ hätte. Hier verwechseln sie zwei mögliche Aussagen: „Eine Ostmauer wurde bisher nicht archäologisch erfasst“ ist keineswegs gleichzusetzen mit: „Eine Ostmauer hat nicht existiert“. Die Fundamente der Ostmauer können selbstverständlich sowohl spurlos verschwunden sein als auch außerhalb der begrenzten Grabungsfläche liegen.
- 18 Hildebrandt/Knauer (1.2.5., mit Anm. 43–46) schlagen hier eine Art Treppenhaus vor. Dazu ist zu notieren, dass ein regelrechtes Treppenhaus, das zudem in einem Anbau an der Feldseite eines Saal- oder Wohnbaues liegt, im romanischen Burgenbau ohne jede Analogie wäre; üblich waren in jener Zeit Freitreppen an der Hofseite oder allenfalls (Mauer-)Treppen. Ferner kann die differenzierte Anordnung (Höhenlage, Gewändeausrichtung) der vier Wimpfener Pforten durch keine noch so komplizierte Treppenführung erklärt werden, und auch für ein zweites Obergeschoss auf dem „Palas“ gibt es keinerlei Anhaltspunkte.
- 19 Die Rekonstruktion ist dort versehentlich „um 1200“ datiert; richtig müsste es natürlich „um 1230“ heißen, denn dort ist ja bereits das „Steinhaus“ mit dem erneuerten Mauerzug zum Palas dargestellt.
- 20 Alle Zitate von Arens in diesem Kapitel beziehen sich auf Arens (wie Anm. 1), S. 87–89.
- 21 Hildebrandt/Knauer 3.2.
- 22 Hildebrandt/Knauer 3.2.: „Soweit momentan datierbar, scheint dieses Baumaterial in allen Fällen in die spätaufische Zeit um 1220/40 zu gehören.“ Schon die durchaus berechtigten Formulierungen „soweit ... datierbar“ und „scheint ... zu gehören“ deuten eine Begrenztheit unseres Wissens an, die sich auf die sonst zum Thema vorgetragenen, viel zu affirmativen Thesen von Hildebrandt/Knauer leider nicht ausgewirkt hat. Auch die Formulierung „in allen Fällen“ ist problembe-laden – denn zitiert werden von den Tausenden im Mittelalter existierenden Burgen des südwestdeutschen Raumes eben einmal fünf.
- 23 Entgegen den Ausführungen von Hildebrandt/Knauer (1.2.1.; 3.2.) scheint eine Datierung von Buckelquaderformen bei Tuff kaum möglich, weil diese zu sehr vom Charakter des porösen, „weichen“ Steinmaterials bestimmt sind (weswegen auch der Begriff „hammerrecht“ hier unangebracht ist). Zudem beruht die Behauptung, „weniger grobe“ Buckelquaderformen kämen im südwestdeutschen Raum erst „im ersten Viertel des 13. Jh.“ bzw. „um 1220/40“ vor, auf überholten Datierungen; der Kapellenturm des Trifels, das Musterbeispiel höchst qualitätvoller, „kissenförmiger“ Buckel, kann heute – nachdem der Wormser Dom, von dem auch die Ornamentik auf dem Trifels abhängt, mehrere Jahrzehnte früher datiert ist – durchaus noch ins späte 12. Jh. datiert werden.
- 24 Es trifft zu, dass es beim Abort des „Roten Turmes“ eine Planänderung gab. Anfangs sollte ein Abort in der Mauerdicke entstehen, von dem unter dem als Planänderung hinzugefügten Erker noch der funktionslose Abfluss erhalten ist. Diese Feststellung ergibt aber kein Argument für einen großen Zeitabstand von Sandstein- und Tuffmauerwerk, einfach deswegen, weil der Abfluss und fast

- der gesamte Erker aus demselben Material bestehen, nämlich Sandstein.
- 25 Hildebrandt/Knauer 3.2. und Zusammenfassung.
- 26 Hildebrandt/Knauer 3.2.
- 27 Am Sinwellturm wurden rote und weiße Sandstein-Buckelquader verwendet. Heute verfälscht die schwarze, witterungsbedingte Kruste der meisten Steine den Eindruck, deren natürliche Farbe nur an abgeplatzten Stellen erkennbar ist.
- 28 Hildebrandt/Knauer 1.2.2. erklären, der „staufische(...) Restbestand“ der Ringmauer sei schwer zu erkennen. Richtig ist, dass dieser durch Abbrüche und umfangreiche Reparaturen zwar stark reduziert, aber aufgrund seines schichtenrechten Mauerwerks in der Regel gut abzugrenzen ist.
- 29 Aus der außen technisch homogenen Gruppe von fünf Rundbogenfenstern zwei zu späteren Einbauten zu erklären, nur weil an der Innenseite ihrer Gewände zwei Werkstücke aus Tuff vorkommen, leuchtet ebenfalls nicht ein; eher handelt es sich hier um ein weiteres Indiz dafür, dass Sandstein und Tuff in derselben Bauzeit verwendet wurden, hier also wohl um 1220/30.
- 30 Hildebrandt/Knauer 1.2.1.
- 31 Auch dass der beim Kauf der Burg/Pfalz 1336 mitverkaufte Turm in der Stadt der „Dritte Turm“ der Pfalz gewesen sei (so Hildebrandt/Knauer 2.2.) ist unwahrscheinlich. Damals wurde noch zwischen Burg und Stadt unterschieden, und daher kann *Min turne in der obern stat zuo Wimphen gelegen* kaum in der Pfalz gestanden haben; eher ist dabei an einen Wohnturm in der vorgelagerten Bergstadt zu denken.
- 32 So Hildebrandt/Knauer, Zusammenfassung.
- 33 So Hildebrandt/Knauer 1.2.1.
- 34 Jüngste Übersicht bei Thomas Biller/Bernhard Metz, *Die Burgen des Elsaß*, Bd. I (vor 1200)(2013 im Druck), Abschnitt 3.8.: so etwa in Murbach und an der Klosterkirche St. Johann bei Zabern.
- 35 Näher ausgeführt bei Biller (Anm. 3), S. 36–38.
- 36 Die 1323 erwähnten, kriegsbedingten Zerstörungen betrafen nur die Stadt; von der Burg/Pfalz ist damals keine Rede.
- 37 Hildebrandt/Knauer 2.1.
- 38 Hildebrandt/Knauer 2.1.

Abbildungsnachweis

1, 4, 5: Th. Biller unter Verwendung der Zeichnung bei Arens 1967; 2: Th. Biller; 3: G. Binding: *Pfalz Gelnhausen, Eine Bauuntersuchung*, Bonn 1965, Ausschnitt m. Ergänzungen; 4: Th. Biller unter Verwendung des Aufrisses von O. Ehlers bei Arens 1967; 6: Foto Uwe Welz; 7: Foto G. Ulrich Großmann